

GERT G. VON HARLING

# VON JÄGERN UND GEJAGTEN

Kamingespräche in der Jagdhütte







# Vorwort

*»Du wirst lachen, und du darfst auch lachen: Ich, der Plinius, den du kennst, habe drei Eber erlegt – und zwar wahre Prachtexemplare. »Selbst?«, fragst du. Selbst! Allerdings nicht so, dass ich dabei völlig meine Untätigkeit und Muße aufgegeben hätte. Ich saß bei den Netzen, neben mir lagen weder Jagdspieß noch Lanze, sondern nur Schreibgriffel und -tafel. Ich dachte über irgendetwas nach und machte mir Notizen, um, wenn schon mit leeren Händen, dann wenigstens nicht mit leeren Schreiftafeln nach Hause zurückzukehren. Du brauchst auf diese Art des Studierens nicht herabzusehen; es ist erstaunlich, wie der Geist durch körperliche Tätigkeit und Bewegung angeregt wird, außerdem sind die Wälder ringsum und die Einsamkeit und gerade auch die Stille, die zur Jagd gehört, starke Anreize für das Denken. Deshalb nimm, wenn du auf die Jagd gehst, auf meinen Rat hin neben Brotbeutel und der Feldflasche ruhig auch die Schreiftafel mit. Du wirst die Erfahrung machen, dass Diana in den Bergen nicht mehr herumstreift als Minerva.«*

Mein Freund, Gert G. von Harling, ist seit über 60 Jahren in diesem Thema unterwegs. Oder – frei nach Plinius – in beiden Themen. Diana, die Göttin der Jagd, und Minerva, die Göttin der Schönen Künste, sind sozusagen seine Hausgöttinnen. Mit seiner jüngsten Arbeit verlässt er seine vertrauten Wechsel. Zwar spielt die Rahmenhandlung der Geschichte zur Hirschbrunft, doch es sind nicht die starken Geweihträger, die er im Absehen hat. Es sind die zweibeinigen Alphatiere einer Jagdgesellschaft, denen sein besonderes Interesse gilt.

Wer ein übliches Jagdbuch aus der Feder des bekannten Autors erwartet, wird überrascht sein – von Harling bedient sich der Jagd lediglich, um das Psychogramm spezieller Jäger und ihrer Intrigen aufzuzeigen und gleichzeitig die alte Zeit der wirklichen Jäger zu würdigen. Mit diesem Schritt wechselt er keineswegs ins Lager der Kriminalschriftsteller oder Bühnenauteure. Bei aller Waid- und Ungerechtigkeit bleibt dem Leser überlassen, ein Urteil zu fällen.

*Bernhard von Oberg*

*Heide, im Mai 2024*



## Auf in die Hütte!

Man darf es getrost eine Flucht nennen. In den vergangenen Wochen war ich in Arbeit versunken, und immer noch türmen sich auf meinem Schreibtisch Notizen und unvollendete Manuskripte. Kaum kann ich mich in einen Gedanken vertiefen, schon meldet sich das Telefon.

Ich blicke hinaus auf den Rasen vor meinem Fenster, über ein abgeerntetes Feld, weiter zum nahen Waldrand, wo sich die Bäume bereits herbstlich verfärben. Ich bilde mir ein, das gefallene Laub zu riechen. Mein Schreibtisch ist vergessen – ich rieche den würzigen Waldboden, den wundersamen Geruch von Pilzen und morgendlicher Frische, den Geruch der Freiheit und will weg, fort aus der Enge meines Büros, weg in die grenzenlose Freiheit der weiten Natur.

Aus der tiefsten Seele gesteuert, rufe ich einen Freund in Mecklenburg an. Er besitzt in der Einsamkeit des Waldes eine Jagdhütte. Dort, weit entfernt von jeglicher Zivilisation, will ich mich, wie schon so manches Mal, ohne Telefon, ohne Internet für ein paar Tage einnisten, will ich Ruhe finden, Abstand vom Tagesgeschäft, Abstand von ermüdender Arbeit, statt auf das Telefon zu hören einfach in mich hineinhorchen.

»Kann ich für 'ne Woche in die Hütte kommen?«, frage ich und schildere Bernhard meine Not, dass mir die Decke auf den Kopf fällt und dass ich die Abgeschlossenheit brauche, um wieder zu mir zu finden.

»Natürlich kannst du, aber da ist ein Wermutstropfen. Du wirst dir die Hütte teilen müssen. Mit Georg von Borstel. Ein prima Kerl. Unser Jahrgang, bestes Alter. Wenn dir das recht ist, dann komm!« Mir ist es recht, trotz des Wermutstropfens. Ich habe die Jagdhütte immer als mein eigenes, hochwillkommenes Rückzugsgebiet erlebt, ohne andere Menschen um mich herum, bin etwas enttäuscht, dass es diesmal anders sein soll. Immerhin besser als zu Hause vor dem Schreibtisch. Bloß weg!

Meine Bayerische Gebirgsschweißhündin Diva hat sofort gemerkt, dass es zur Jagd gehen soll. Sie sitzt auf dem Beifahrersitz meines alten Lada Niva und wartet geduldig, während ich unsere Jagdklamotten zusammenpacke.

»Und den Hund willst du bei dem Wetter auch mitnehmen? Das kommt gar nicht infrage!« Meine Frau ist außer sich. Nun rangiert meine Hündin auf der Skala meiner Zuneigung sehr, sehr dicht hinter meiner geschätzten Gebieterin, aber jagen ohne sie, ohne

meine Hündin, ist einfach undenkbar, und so ist wenigstens Diva fröhlich, als wir ins Auto steigen. Flinte, Büchse und – nicht zuletzt – das wunderbare Buch *Der vollkommene Angler* von Izaak Walton, einem Zeitgenossen Shakespeares, liegen auf der Rückbank. Ich weiß nicht, warum ich dieses von mir bereits so oft gelesene Buch aus dem Regal gegriffen habe. In ihm preisen ein Angler und ein Jäger sich im Wirtshaus bei Wein und Schmaus gegenseitig die Schönheit ihrer Angel- und Jagdkunst. Vielleicht will ich mich für die Begegnung mit dem noch unbekanntem Jagdfreund wappnen?

Wir machen uns auf die knapp 300 Kilometer lange Fahrt zum Jagdhaus. Seit Tagen senden Fernsehen und Radio Sturmwarnungen. Orkanartige Böen rasen über das Land. Für den Norden der Republik ist Hochwasser angekündigt. Über vier statt der sonst üblichen drei Stunden verbringen Hund und ich auf der Autobahn. Die Scheibenwischer sind hoffnungslos überfordert, die vom Himmel stürzenden Wassermassen zu bewältigen. Meine Gedanken kreisen um den unbekanntem Jagd- und vor allem Hüttengenossen. Was mag das für ein Mensch – oder, wie ich denke, für ein *Kerl* sein?

Ich hatte bereits von ihm gehört, vor allem gelesen. Er ist ein bekannter Jagdschriftsteller, irgendwie werde ich mich mit ihm gewiss arrangieren, rede ich mir ein. Er wird mich schon in Ruhe lassen.



Die Jagdhütte im Birkholz, drei Kilometer vom nächsten Dorf entfernt, ist ein idyllisches Plätzchen, so wie man es sich in unserer von Hektik und Unruhe geprägten Welt nur erträumt. Sie ist in den Fünfzigerjahren auf einer Blöße im Wald unter hohen Kiefern erbaut worden. In ihr Inneres ist seitdem kaum ein Hauch von Technik gedrungen, keine Elektrizität, kein Anschluss für fließendes Wasser stört die Ursprünglichkeit.

An der Außenwand der Hütte hängt über dem Eingang das Geweih eines ungeraden Achters. Woher das schwache Rothirschgeweih stammt, weiß niemand mehr zu sagen. Gewiss nicht aus dem Birkholz, hier kommt seit Menschengedenken kein Rotwild mehr vor. Drei Stufen führen zu einem überdachten Vorbau hinauf, dessen stabiles Holzgeländer schon so manchen beschwipsten Jagdgast vor einem Sturz in die Tiefe bewahrt hat.

Bevor man das Innere der Hütte betreten kann, muss ein schweres Vorhängeschloss an einem breiten Eisenband, das die Tür sichert, geöffnet werden. Erst dann gelangt man in den 20 Quadratmeter großen Wohnraum. Ein gewaltiger Eichentisch, eine breite Sitzbank und mehrere Stühle nehmen auf der linken Seite den größten Platz ein. Rechts steht eine Spüle und unter zwei Hängeschränken der Holzherd. Auf der Frontseite befindet sich ein Kamin, davor zwei schwere Sessel, links und rechts davon Schiebetüren zu den beiden Schlafräumen mit je zwei übereinander montierten Kastenbetten. An der Wand über der Sitzbank hängt ein Gemälde mit einem röhrenden Hirsch in einem Wiesental. »Hier kann ich meine Kitsch-Sehnsucht richtig ausleben«, begründet der Besitzer der Hütte das Relikt aus der Zeit der Romantik.

Hohe Kiefern, alte Buchen, unter deren Schatten die Sauen nach Bucheckern brechen, sowie urige Überhältereichen, die jährlich reiche Mast tragen und Wild anziehen, verbergen das romantische Anwesen vor unerwünschten Blicken neugieriger Waldwanderer. Der holprige Sandweg, der zwei Kilometer vorher von der Asphaltstraße abzweigt und sich ins Birkholz schlängelt, verlockt kaum jemanden dazu, vom Hauptweg abzubiegen.

Viele fröhliche Wochenenden habe ich hier im Kreise meiner Jagdfreunde verbracht, aber vor allem ist die Hütte für mich ein Rückzugsort, wenn ich mit meinem Hund allein sein möchte. Hier finde ich Ruhe, kann meine Gedanken ordnen, der Hektik des Alltags entfliehen, neue Kraft schöpfen. Nun habe ich das Gefühl, die vor mir liegende Woche wird anders.

Es ist schon dunkel, als ich die mir so vertraute Hütte erreiche. An den Fenstern dringt hinter schweren, geschlossenen Holzläden ein spärlicher Lichtschein durch die Spalten.

Aus dem kleinen Schornstein steigt Rauch, wird aber sogleich vom Wind erfasst und fortgetragen. Mein unerbetener Mitbewohner ist also schon da und hat ein Feuer im Kamin angezündet. Es ist kalt.

Diva springt fröhlich zur Tür, aus der eine Gestalt tritt, während ich Rucksack, Gewehre und Fernglas aus dem Kofferraum krame. Und halt, das Buch. Ich erkenne einen fast zwei Meter großen, schlanken Mann. Er kommt auf mich zu und streckt mir mit einem breiten Lächeln seine Hand hin: »Georg von Borstel«, stellt er sich vor und nimmt mir Rucksack und Gewehre ab, um alles in die Hütte zu tragen. Mit ihm muss ich nun wohl oder übel eine Woche lang das mir so vertraute Domizil, in dem ich viele einsame Stunden verbracht habe, teilen.

Um es vorwegzunehmen: Von Borstel und ich rührten in der Woche, in der wir gemeinsam in der Hütte hausten, unsere Waffen kaum an. Wir näherten uns in erster Linie keinem Wild, sondern machten Pirsch auf Jagd und Jäger. Sitzen Waidmänner zusammen, reden sie ja normalerweise über Hunde, Wild, Gewehre oder Kaliber, wir sprachen über – Jäger. Und kamen zu dem ernüchternden Schluss, dass sich alle Eigenschaften unserer Zivilgesellschaft auch in der Gesellschaft der Jäger widerspiegeln. Wir sprachen allerdings auch über die Jagd, wie sie uns in unserer Jugend beigebracht wurde – fairer Wettkampf der Sinne zwischen Mensch und Tier – und über die Jagd im 21. Jahrhundert.

Die Jagd, wie sie einmal war, galt als hoch entwickelte Kunst. Sie war ein Zusammenspiel von guter körperlicher Kondition, Geduld, Kenntnissen über die Natur und respektvollem Umgang mit dem Wild, wohingegen heute Wild oft mit hocheffizienter Technik »gemanagt« wird. Ich hatte mir selten tiefere Gedanken über die grüne Zunft gemacht. Jäger waren für mich eine auserlesene, hochherzige, naturverbundene Gruppe, eine ehrenwerte Gesellschaft, in der weder Neid noch Kleinlichkeiten Platz haben.

Aber dann berichtete Georg von Borstel von einer Gesellschaftsjagd in Russland, in deren Verlauf er ein anderes Bild vom *Edlen Waidwerk* bekommen hat.





Begegnung im Wald: Der Beginn einer Jagdgeschichte

**Erster Kaminabend:**  
**Mit dem neuen Freund**  
oder: Abschied von der *Hohen Kunst des Jagens?*



Nachdem ich Gewehre, Schlafsack, Buch und die restlichen Utensilien in der Hütte verstaut habe, machen wir es uns vor dem Kamin gemütlich. Das Knistern sorgt für eine behagliche, stimmungsvolle Atmosphäre. Wir trinken Sekt auf unser Kennenlernen sowie auf erholsame, entspannende Jagdtage.

Offensichtlich sind wir uns gegenseitig sympathisch, denn schon bald wechseln wir vom *Sie* in das freundschaftliche *Du*. Diva fühlt sich augenscheinlich auch wohl in der ihr vertrauten Umgebung und macht es sich auf der Sauschwarte bequem.

»Lagerfeuer spielen in meinem Leben eine große Rolle«, sagt Georg. »Überall auf der Welt bin ich schon gewesen, habe in Dschungeln, Steppen, Wüsten, Gebirgen und Savannen, in der Arktis und auf dem Gegenpol gejagt und mich in der Einsamkeit so manches Mal unsicher, mitunter getrieben gefühlt. Als Jäger hat mir dann ein Feuer nicht nur Wärme gegeben und die Möglichkeiten, Kleidung zu trocknen, Wasser zu kochen und Wildbret zu grillen, sondern auch das Gefühl der Sicherheit. Die Flammen gaben mir Zeit und Raum zum Träumen. Von einem alten Indianer in der kanadischen Wildnis habe ich gelernt: ›Der weiße Mann macht ein großes Feuer und stellt sich weit weg. Wir Indianer machen ein kleines Feuer und setzen uns ruhig davor, damit die Wärme, das Licht und die Bewegungen der Flammen unseren Geist beflügeln.«

»Ja«, erwidere ich, »das kenne ich nur zu gut.«



Von Borstel blickt ins Feuer, starrt geradezu in die Flammen: »Mir brennt der Schein immer wieder aufs Neue das Bild ungebändigter Freiheit ins Gedächtnis. Lagerfeuer geben mir Optimismus, Hoffnung und Trost, egal, ob in ausweglos erscheinenden Notsituationen, nach strapaziösen Jagdzügen oder unerfreulichen Erlebnissen mit Jagdgästen.«

Ich staune, dass er unerfreuliche Erlebnisse mit Jagdgästen erwähnt, und nehme mir vor, da auf jeden Fall später nachzufragen, will meinen neuen Bekannten aber nicht unterbrechen, denn er lässt seinen Gedanken gerade freien Lauf:

»Die Jagd zu meinem Beruf zu machen – das war lange mein heimlicher Traum, und für diesen Traum habe ich aufgegeben, was für viele so erstrebenswert scheint: eine sichere Anstellung bei einer Großbank. Ich habe es nicht bereut, und immer waren es Lagerfeuer, die meine Gedanken beflügelt haben, mir Zeit und Raum zum Träumen gaben, genau wie der Indianer es formuliert hat ...«

Mir gefällt es, wie Georg erzählt, einfach so, ohne darauf zu warten, dass ich kommentiere oder von mir erzähle. Ich glaube, es ist mittlerweile ungewöhnlich in der normalen Welt, im Geschäftsalltag, den viele auch nicht aus dem Privatleben ausblenden können. Ich stehe einfach auf, wortlos, und lege noch drei Scheite auf unser Kamin-Lagerfeuer. Georg gießt unsere Gläser voll, und wir prostern uns zu.



Nach einer Pause fährt er fort: »Der Volksmund sagt: »Holz wärmt dreimal – beim Fällen des Baumes, beim Spalten und Stapeln der Scheite sowie beim Verbrennen.« Meine Güte, wie oft habe ich die mühselige Arbeit verwünscht: Holz sammeln, hacken, transportieren ... Aber mitunter hat mich das sogar am Leben erhalten, mir Zuversicht gegeben. Feuer und genügend Holz haben für mich so manches Mal die Grenze zwischen Leben und Tod markiert. Hatte ich wenig, musste ich frieren, hätte ich zu wenig gehabt, wäre ich erfroren.«

Mein neuer Bekannter nippt an seinem Glas, und unsere Blicke wandern zu den Trophäen an den Wänden. Der Schein der Flammen tanzt über sie hinweg und erweckt sie scheinbar zum Leben. Das spärliche, unruhige Licht aus der Feuerstelle verwandelt ihre gespenstischen Schatten auf der von Qualm dunklen Holzwand in schaukelnde, geisterhafte Gebilde. Wir wissen beide nicht, wer die starken Geweihe, Gewehre und Gehörne an der Wand der Hütte erbeutet hat, trotzdem fühlen wir eine vertraute Verbindung zu ihnen.

Und Georg erzählt weiter, nachdem ich unsere Gläser wieder vollgeschenkt habe. »Trophäen haben in meinem Leben immer eine herausragende Rolle gespielt. Für viele Menschen sind es nur nichtssagende Knochen, doch jeder kann seine eigene Erleger-Geschichte erzählen. Harmlos oder haarsträubend, unglaublich oder unvergesslich, aufregend oder anrührend, komisch oder kritisch, mitreißend oder melancholisch, tragisch, spannend, manchmal auch gefährlich. Trophäen sind aufbewahrte Erinnerungen, die Bedeutung einer Reise, eines Tages, einer Stunde, eines Augenblicks, aber eben nur für den, der sich für sie abgemüht hat.«

»Viele meiner Gäste haben Schwierigkeiten zu begreifen, dass wir Menschen nur ein kleiner Teil der Schöpfung sind, nicht deren Zentrum. Ich habe Gäste geführt, die nur der Trophäe wegen mit mir jagen wollten«, erinnert sich Georg. »Furchtbar! Welch erbärmliche Jägerei, die nur Freude an einem Stück Wild empfindet, wenn es zwei blanke, starke Knochen zwischen den Lauschern trägt! Für mich zählt das Erlebnis, nicht das Ergebnis, zählt die Jagd, nicht die Trophäe.

